

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Die schweizerische Nation
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWEIZERISCHE NATION

III.

SIND WIR DEUTSCHE?

1.

Man sollte denken, dass darüber kein Zweifel bestehe, wer ein Deutscher sei. Die Bezeichnung wird ja so häufig angewandt und wir urteilen alle so sicher und geläufig über gute und schlechte Eigenschaften der Deutschen; da müssen wir doch wissen, wem die Bezeichnung zukommt. Aber es zeigt sich, dass nicht alle Menschen darüber derselben Meinung sind.

Fest steht allerdings der *staatsrechtliche* Begriff Deutsch. Ein Deutscher im staatsrechtlichen oder politischen Sinn ist ein Untertan des deutschen Kaisers, ein Mensch, dessen Heimatschein von einer Behörde des Deutschen Reichs ausgefertigt ist und der Anspruch hat auf Schutz der deutschen Reichsbehörden, gleichviel, ob er je seinen Fuß auf deutschen Reichsboden gesetzt habe, von diesem Land etwas wisse, die deutsche Sprache spreche oder nicht.

Als ich einst die Burg Hohenzollern besuchte und die am Eingang stehende Schildwache anredete, da grinste der dabei-stehender Unteroffizier: „Mit dem können Sie reden, was Sie wollen, der versteht nichts.“ Ich wollte mich schon mit der Bemerkung abwenden, polnisch könne ich freilich auch nicht, als ich gefragt wurde, ob ich nicht französisch verstehe. Nun entspann sich folgendes Gespräch:

- D'où êtes-vous?
- Canton de Vaud.
- Et vous êtes Allemand?
- Oui, M'sieur.
- Et vous ne savez pas l'allemand?
- Non, M'sieur.
- Et vous gardez le château de l'empereur?
- Oui, Monsieur, *quantt* je suis d'service.
- Ça vous va-t-il, ce service?
- Oui, M'sieur . . . faut bien d'ailleurs.

Dieser Mann war ein Deutscher, ganz unzweifelhaft. Und doch empfinden wir alle das Unsinnige eines solchen Verhält-

nisses und beruhigen uns erst mit der Überlegung, dass dies ein Ausnahmefall und das Leben ja auch sonst voller Widersprüche sei.

Sehen wir uns aber weiter um, so gewahren wir, dass es neben dem staatsrechtlichen Begriff *Deutsch* noch einen andern gibt. Denn wir stoßen auf Menschen, die, ohne zum Deutschen Reich in einem Rechtsverhältnis zu stehen, Deutsche genannt werden und auch selbst so genannt sein wollen. Dass wir solche in Österreich finden — zehn Millionen an der Zahl —, darf uns nicht wundern. Es ist noch kein halbes Jahrhundert vergangen seit der Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Staatenverband. Dieser Austritt vollzog sich unfreiwillig, infolge eines unglücklichen Krieges, unter dem schmerzvollsten Widerstreben des Hauses Habsburg und gegen den Wunsch der österreichischen Deutschen. Diese Deutschen waren nach einem Feldzug von sechs Wochen nicht etwas anderes geworden, als was sie und ihre Vorfahren seit tausend Jahren gewesen waren. Und nun suchte derselbe preußische Staatsmann, der den Bruch herbeigeführt hatte, die Wunden nach Möglichkeit zu heilen. Ein festes Schutz- und Trutzbündnis entstand. Die Postvereinigung blieb bestehen, die Auslieferung von Fahnenflüchtigen und politischen Verbrechern ebenfalls; die Doppelbesteuerung wurde untersagt. So sind Österreich und das Deutsche Reich bis auf diesen Tag bei völliger Unabhängigkeit doch nur teilweise für einander Ausland. Und wenn etwa trotzdem die Deutschen Österreichs nicht mehr zu ihrem Namen stehen wollten, so würde die grimmige Feindschaft der slawischen Untertanen des Hauses Habsburg es ihnen täglich geradezu körperlich zu fühlen geben, dass sie Deutsche sind. Sie haben denn auch für den deutschen Namen viel gelitten. Und dennoch sind sie reichstreue Österreicher.

Noch deutlicher ist die Sache in Ungarn. Dort sprechen zwei Millionen Menschen deutsch, nicht viel weniger als in der Schweiz. Sie tragen sogar zum Teil deutsche Stammesnamen: Schwaben, Sachsen. Mit Stolz nennen sie sich Deutsche. Dabei sind sie nicht bloß treue Untertanen der Stephanskronen, sie haben im Jahr 1849 den Unabhängigkeitskampf Ungarns gegen Habsburg und Österreich mitgefochten und denken nicht daran, etwas anderes als ungarische Bürger zu sein.

Einen ähnlichen Stolz auf ihren deutschen Namen wie die Sachsen in Siebenbürgen zeigen die Balten in Russland. Ihnen deswegen politische Absonderungsgelüste zuzutrauen wäre ein schweres Unrecht. Denn sie haben in schreckensvollen Tagen die Feuerprobe ihrer Staatstreue bestanden. Als im Jahr 1905 der von den russischen Beamten seit Jahrzehnten geschürte Deutschenhass der Letten in einem wüsten Aufstand aufloderte, als hunderte von Schlössern, Landgütern und Höfen der Deutschen niedergebrannt wurden, als auf den Straßen Rigas am hellen Tage Deutsche erschlagen wurden und die russische Regierung gegen alle diese Greuel keinen Finger rührte, da erhob kein baltischer Deutscher seine Stimme, um eine Lostrennung von Russland oder gar den Schutz des deutschen Reiches zu verlangen. Während ihre Feinde eine lettische Republik ausriefen, während in Polen und im Kaukasus der Abfall von Russland offen vorbereitet wurde, hielten die Deutschen treu zu dem Staate, der gerade ihnen seit langem die deutlichsten Beweise des Übelwollens gegeben hatte.

Wir brauchen also nicht auch noch Beispiele aus den Vereinigten Staaten oder aus Brasilien herbeizuholen: es ist einfach eine Tatsache, dass es neben dem staatsrechtlichen Sinn des Wortes Deutsch noch einen zweiten Sinn gibt, der mit Staat und mit Rechtswissenschaft nichts zu tun hat. Und zwar werden uns auf die Frage, wer denn nach ihrer Meinung ein Deutscher sei, die Deutschösterreicher, Deutschungarn und Deutschrussen, aber auch ihre nichtdeutschen Landsleute, das heißt überhaupt alle Bewohner der östlichen Hälfte Europas einstimmig antworten: ein Deutscher ist, wer Deutsch seine Muttersprache nennt.

Wir stehen hier vor einer Tatsache: *das Wort Deutsch hat einen doppelten Sinn. Es hat neben dem politischen den Sinn einer Sprachgemeinschaft, einer Kulturgemeinschaft, einen völkischen Sinn.* Im östlichen Europa und in der neuen Welt, für reichlich zweihundert Millionen Menschen, ist das so selbstverständlich, dass es ihrer keinem einfallen würde, darüber ein Wort zu verlieren, geschweige einen Aufsatz zu schreiben.

2.

Aber wenn die deutsche Muttersprache und die deutsche Bildung den Deutschen ausmachen, da sind am Ende wir *deutsche*

Schweizer auch Deutsche? Die Schlussfolgerung wäre mehr als einem von uns unerwünscht. Hundert Stimmen aus allen Kreisen erheben Einspruch: Wir sind keine Deutschen.

Auch diese Frage sei zunächst untersucht als eine Frage des Tatbestandes, nicht dogmatisch, als Frage, ob wir uns als Deutsche betrachten sollen oder nicht, sondern geschichtlich, ob in den Beteiligten das Bewusstsein lebe, dass die deutschen Schweizer zu den Deutschen gehören. Zu den Beteiligten könnte man im weiten Sinne auch die Hasser deutscher Art rechnen, jenen französischen Landjäger, der einen Schweizer als deutschen Spion verhaftete und auf die entrüstet abwehrende Versicherung seines Gefangenen, er sei ja ein Schweizer, die Antwort gab: „Suisses ou non, vous êtes des cochons comme les autres“, einen Herrn Chavannes, der vor kurzem in einem Leitartikel der „Gazette de Lausanne“ (Nummer vom 5. Dezember 1909) die „Deutschen, die schweizerischen und die andern“, die im Tessin wohnen, eine *Landplage* nannte; die serbischen Boykottpatrioten, die voriges Jahr mit den österreichischen auch gleich noch die reichsdeutschen und die schweizerischen Waren in Verruf erklärt haben; vielleicht auch die Vorfahren der heutigen Franzosen und Spanier, die allen Deutschen den Namen unseres Alemannenstammes beigelegt haben: les Allemands, los Alemanes. Doch sei diesen Dingen nicht zu viel Wert beigelegt, so tief sie auch blicken lassen.

Beteiligt sind hier natürlich auch die Reichsdeutschen. Da würde sich zeigen, dass man im Reich uns Schweizer gern zu den Deutschen rechnet. Aber solche Äußerungen könnten den Verdacht erwecken, dass hier politische Stimmungsmacherei vorliege.

Fragen wir unsre Vergangenheit. Ganz klar liegen die Dinge im Mittelalter, zur Zeit der Gründung unsres Staates, der damals der oberdeutsche Bund hieß. Noch zur Zeit der Burgunderkriege wenden sich die Eidgenossen an die süddeutschen Nachbarn um Hilfe in dem Kampf gegen den „Hasser gemeiner teutscher Nation“. Der Krieg war (nicht in seinen Ursachen, aber während des Kampfes) ganz von dem Gegensatz von Deutsch und Welsch beherrscht. Herzog Karl nannte seine Gegner deutsche Hunde. Hans von Hallwyl feuerte bei Murten zum Kampf gegen „die schnöden Welschen“ an, und Adrian von Bubenberg schrieb in

seinem Bericht über die Belagerung und die Schlacht von Murten: „Land uns Tütschen bliben, die welsch zung ist untrüw“¹⁾).

Freilich haben gerade die Burgunderkriege, in denen das Reich die Eidgenossen schmähsch sich selbst überließ, bei diesen das Gefühl geweckt, dass sie sich fortan mit eigener Kraft helfen müssten, und dadurch nicht wenig zur Loslösung vom Reiche beigetragen. Aber als Deutsche fühlten sich die Schweizer damals offenbar noch ganz und gar.

Der westfälische Friede brachte dann die amtliche Anerkennung der längst vollzogenen Lostrennung. Das war ein wichtiges politisches Ereignis für die Schweizer. Aber selbstverständlich wurden diese dadurch nicht, was sie vorher nicht gewesen waren; ein Pergament verwandelt die Menschen nicht, ändert keine Kulturverhältnisse. Die Schweizer blieben was sie waren: Deutsche, aber fortan Deutsche ohne Rechtsverhältnis zum Reich. Der Schnitt von 1648 war um so weniger fühlbar, als er nur einen schon bestehenden Zustand rechtlich feststellte, und als das Reich, von dem man sich trennte, ein Ding ohne einheitlichen Willen, ohne rechten Schwerpunkt, ja ohne klare Umrisse war. Die Grenze ging zum Beispiel amtlich durch das Bistum Basel, dessen größerer, nördlicher Teil zum Reich gehörte und doch in den geschichtlichen Kartenwerken oft einfach zur Schweiz gerechnet wird: so wenig tatsächliche Bedeutung hatte diese Reichsgrenze.

Natürlich musste die Entfremdung im Lauf der Zeit zunehmen. Denn das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird wesentlich genährt durch gemeinsame Erinnerungen, und je länger jeder Teil für sich und ohne Beteiligung des andern lebt, desto schwächer wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wären die auf den westfälischen Frieden folgenden zwei Jahrhunderte für uns ein Heldenzeitalter gewesen, so hätte das Bewusstsein, dass wir Deutsche seien, ebenso erlöschen können wie später im Elsaß, wo die deutschen Eroberer im Jahre 1871 eine Bevölkerung fanden, die, in Sprache und Volkstum gänzlich deutsch, doch nur noch

¹⁾ Archiv des Berner historischen Vereins, XII. 123. Die Helden von Murten können sich freuen, dass sie tot sind. Die „Gazette de Lausanne“ würde an diesen *pangermanistes welschophobes* kein gutes Haar lassen, und in Bern würde ein skandalgieriger welscher Zeitungsschreiber aus jungen Herren ein *orchestre romand* zusammentrommeln, um die Sieger mit einer Katzenmusik zu empfangen.

in den untern Volksschichten das lebendige Bewusstsein des alten Zusammenhanges bewahrt hatte, weil die mit Frankreich gemeinsam erlebten Ereignisse der Revolution und der napoleonischen Kriege die Seele dieses Volkes mit besondern, dem deutschen Volke fremden, geschichtlichen Phantasiebildern erfüllt hatten.

Bei uns kam es nun aber nicht so weit. Im Gegenteil, die Geschichte Deutschlands und der Eidgenossenschaft laufen bis in die neueste Zeit hinein in fast genau gleicher Weise neben einander her: hier wie dort ist es eine Zeit der innern Zerrissenheit und Erbärmlichkeit in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, der allmählichen Verfeinerung der Sitten unter dem Einfluss der französischen Nachbarschaft, der Abhängigkeit von Frankreich, dann des geistigen Erwachens, hernach von 1792 an eine Zeit der empörenden Vergewaltigung durch Frankreich, der endlichen Befreiung und der Wiederherstellung alter Verhältnisse in immerhin verjüngter Gestalt, dann eine Zeit der Einheitsbestrebungen, die durch einen innern Krieg zum Ziele führen, bei uns schon 1847 und 1848, in Deutschland, wo die Widerstände mächtiger sind, zwanzig Jahre später. Die zweimalige Niederwerfung des allzulange übermächtigen Nachbars haben wir 1814 und 1870 nicht als Tat mitgemacht, aber als Befreiung mitgenossen. In alledem war nichts, was uns von den Deutschen Deutschlands geradezu hätte scheiden müssen. Wir *konnten* in diesen zwei Jahrhunderten innerlich mitmachen und fühlen wie Deutschland, und viele Schweizer haben tatsächlich die Geschichte so mitgelebt.

Mir sind nun aus dem achtzehnten Jahrhundert keine Äußerungen von Schweizern bekannt, die sich über die Frage, ob wir Deutsche seien, aussprechen. Nationalitätenfragen liegen überhaupt den Menschen jenes Jahrhunderts fern. Aber eins wissen wir: die deutsche Schweiz hat damals fast ein halbes Jahrhundert lang die Führung in der deutschen Literatur gehabt. Den Männern, die damals den geistigen Austausch zwischen Nord und Süd besorgten, sich in Basel, Zürich, Frankfurt, Weimar besuchten, Bodmer, Breitinger, Gessner, Haller, Lavater, Stolberg, Goethe, Wieland, Klopstock, Jung-Stilling, diesen Männern wäre nicht im Traum der Gedanke gekommen, dass die Schweizer etwa keine Deutschen wären. Sie haben deshalb auch nicht für nötig erachtet, das Gegenteil zu versichern.

Wohl aber tauchen im neunzehnten Jahrhundert solche Versicherungen auf, sicherlich als Zeichen einer neuen Zeit, in der es nicht mehr für selbstverständlich gilt, dass die deutschen Schweizer Deutsche seien, aber auch als Zeugnisse für die Fortdauer des alten Verhältnisses.

Im Jahr 1841 schrieb Johann Kaspar Orelli im Vorwort zu seiner Ausgabe von Lavaters Werken: „Mit diesem kleinen Denkmale erfülle ich eine heilige Pflicht gegen meine Nation, die *Deutsche*; denn in allem Geistigen, Wissenschaftlichen, Künstlerischen, bildet Deutschland und die deutsche Schweiz nur Ein Volk.“ Diese Worte scheinen mir doppelt beachtenswert in einer Vorrede. Denn in einem solchen Zusammenhange pflegt man alles zu sagen, was einen empfehlen kann, und alles wegzulassen, was schadet. Orelli hätte die Worte jedenfalls an solcher Stelle nicht geschrieben, wenn er hätte fürchten müssen, dass seine Landsleute daran Anstoß nehmen könnten. Also vor siebenzig Jahren durfte man solches in Zürich noch sagen.

Bekannt ist, dass Gottfried Keller sich durchaus als Deutscher gefühlt hat. Im Frühjahr 1872 hielt er bei einer akademischen Feier zu Ehren eines nach Straßburg berufenen Professors eine Rede, worin er dem Scheidenden auftrug, „den alten Verbündeten der Schweizer, den Straßburgern, zu sagen, sie sollen sich nicht zu sehr grämen, dass sie zum Deutschen Reiche zurückgebracht worden seien; *wenn* das Deutsche Reich sich so entfalte, dass es Staatsformen der verschiedensten Art, also auch die Schweiz, in sich aufnehmen und ertragen könnte, so dürfte — aber nur *dann* — auch an uns Schweizer der Gedanke herantreten, wieder zu Kaiser und Reich zurückzukehren; *wann* aber das geschehen werde, sei nicht zu berechnen, es könne Jahrhunderte, könne aber auch bloß Jahrzehnte anstehn.“ („Zürcherische Freitagszeitung“ vom 5. April 1872.) Das klingt schon viel weniger harmlos als Orellis unanfechtbarer Satz von der *geistigen* Zusammengehörigkeit! Der Zürcher Staatsschreiber wurde auch nicht wenig darüber angefochten. Man entschuldigte ihn damit, dass er ein Dichter sei, dass jene Rede in später Abendstunde gehalten worden sei. Gewiss; er hat seine Worte aber nicht zurückgenommen, und die Tatsache bleibt bestehen, dass dieser Mann sich ganz als Deutscher fühlte, wie nur je ein Deutscher. Der Dichter des herrlichsten

unter unsern Schweizerliedern! Er wollte bekanntlich auch nichts davon wissen, dass es eine schweizerische Nationalliteratur gebe, wollte selbst „nicht als eine spezifisch schweizerische Literatursache“ angesehen sein, sondern als deutscher Dichter.

Dass er tatsächlich den Zwiespalt zwischen der deutschen Volksgemeinschaft, in der er stand, und dem politischen Verband, dem er nicht minder treu zugetan war, schmerzlich empfand, das drückt zart und schön sein Gedicht „Gegenüber“ aus. Er sitzt an der Rheingrenze,

jenseits mein lieb Badenserland,
und hier schon Schweizerfelsenhang.

Und er hebt hell zu singen an:

Wohl mir, dass ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Kein Zweifel, Gottfried Keller fühlt sich *ganz* als Deutscher und leidet darunter, dass er es nicht als Schweizer rückhaltlos sein kann.

Ich führe noch zwei Zeugnisse aus der neuesten Zeit an. In einem 1905 gedruckten Vortrag über das Christentum Bismarcks (Basel, Helbing & Lichtenhahn) lesen wir: „Unter den großen Männern, die Gott dem deutschen Volke geschenkt hat — ich rechne in diesem Zusammenhang uns Schweizer auch dazu — ist Bismarck einer der allergrößten.“ Diesen Satz hat Professor Eberhard Vischer geschrieben, ein Mann aus altbaslerischer Familie, an dessen echtem Schweizersinn zu zweifeln lächerlich wäre. Sie bedürfen keiner Erklärung; die Schweizer ein Teil des deutschen Volkes, dem Gott den herrlichen Bismarck geschenkt hat, das spricht für sich selber.

Den zweiten Zeitgenossen darf ich nicht mit Namen nennen. Es ist einer der gebildetsten Männer unseres Landes, der als weit links stehender angesehener Politiker keinen Grund hat, für die heutigen reichsdeutschen Zustände zu schwärmen. Er schreibt in einem Briefe (1908): „Ich bin deutsch bis auf die Knochen, deutscher als Wilhelm II. Was die Kultur betrifft, ist die deutsche Schweiz *natürlich* eine Provinz, nicht des Deutschen Reiches, aber

des deutschen Kulturgebietes. Ich habe in diesem Sinne Professor Vetter in Bern immer verteidigt gegen den Mob.“

Die als Zeugen angeführten Männer sind nun allerdings Gelehrte und Dichter, das heißt Leute, denen zwar das Recht zusteht, als Vertreter unseres Geisteslebens zu gelten, von denen aber gesagt werden könnte, sie bewiesen nichts für die Stellung *des Volkes* zu unserer Frage. Wer weiß, wie dieses über derartige Dinge denkt? In seiner Mehrheit wird es aussagen: „Wir sind keine Deutschen“, weil der ungebildete Mann eben meistens nur an die politische Bedeutung des Wortes denkt.

Immerhin kann ich die folgenden beiden lehrreichen Vorfälle verbürgen:

Ein Schulpfleger vom Lande erzählt, dass bei einer Jahresprüfung der Lehrer gefragt habe, wer Goethe sei. „Ein Deutscher“ lautete die Antwort. „Richtig,“ erwidert der Lehrer, „aber das sind wir auch, du und ich. Wer kann mir von Goethe etwas sagen, was wir *nicht* sind?“ Ich meine, dieser Ausspruch eines Dorfschullehrers sei in diesem Zusammenhange überaus bezeichnend.

Eine reichsdeutsche Familie wandert über den obern Albis und kommt dabei ins Gespräch mit einer alten Bäuerin aus der Gegend. Diese will wissen, woher die Leute seien. „Wir sind Deutsche“ sagt man ihr. „Deutsche sind wir ja auch“ erwidert die Frau und gibt sich erst zufrieden, nachdem ihr genau auseinandergesetzt worden ist, dass sie es mit Deutschen aus Deutschland zu tun habe.

Nur nebenbei sei hier bemerkt, dass wir da noch eine Art sprachwissenschaftlichen Beweises anführen könnten, nämlich das Vorhandensein des von unserm Volk geschaffenen und so viel ich weiß unter Gebildeten nicht gebräuchlichen Wortes *die Deutschländer* für die *Reichsdeutschen*. Ich habe das Wort von Bernern und Oberwallisern gehört. Es verdankt seine Entstehung unzweifelhaft dem Bedürfnis unseres Volkes, neben dem Wort *der Deutsche* noch ein engeres zur Bezeichnung des Reichsdeutschen zu besitzen.

Zwei Dinge haben sicherlich viel dazu beigetragen, im Laufe des letzten halben Jahrhunderts in uns den Gedanken zu stärken, dass wir nicht Deutsche, sondern etwas anderes, besonderes seien.

Ich meine die großen geistigen Fortschritte der Schweiz und die Gründung des Deutschen Reiches. Als in den Dreißiger Jahren in Zürich die Kantonsschule und die Hochschule und später das eidgenössische Polytechnikum gegründet wurden, da waren alle diese Anstalten zum guten Teil auf ausländische Lehrkräfte angewiesen, so sehr, dass es damals für einen akademisch gebildeten jungen Deutschen gar nicht für sehr gewagt galt, ohne bestimmte Aussichten nach Zürich zu kommen und auf eine akademische Laufbahn zu hoffen, selbst wenn mit seinem Studiengang nicht alles ganz in Ordnung war. Noch 1871 schrieb aus Anlaß des Tonhallekrawalls der Fürsprech Spillmann in die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, „dass wir unser allgemein anerkanntes höchstes Gut, die Organisation, die Lehrmittel, die Methode, ja den ganzen Geist unserer Volksschule, von einem Deutschen, dass wir ebenso fast alle unsere wissenschaftliche Bildung von den Deutschen empfangen haben und noch empfangen, dass ohne sie unsre wissenschaftlichen Anstalten (Lehrerseminar, Gymnasium, Industrieschule, Hochschule, Polytechnikum) zu unsrem Schaden und unsrer Schande zusammen fielen.“ Es war nämlich damals unter den reichsdeutschen Professoren ernstlich davon die Rede, Zürich zu verlassen, und einige haben es getan. Nun wirken auch heute noch eine bedeutende Anzahl von Professoren aus dem Reich an unsern Hochschulen, aber dass diese „zu unserer Schande zusammenfallen“ müssten, wenn wir die ausländischen Lehrer verlören, wird heute nicht mehr gelten; es würde wohl nach einer unerfreulichen Übergangszeit gelingen, alle Fächer ausreichend mit Schweizern zu besetzen. Aus den Gymnasien sind die reichsdeutschen Lehrer ganz verschwunden.

Etwas ähnliches gilt von den Lehrmitteln. Die meisten der Lehrmittel, die wir auf der Schule brauchten, kamen aus dem Reich. Ein schweizerisches Lehrbuch der Weltgeschichte habe ich nie zu sehen bekommen, die Lesebücher waren von Lüben und Nacke, von Wackernagel, und enthielten manches deutsch-vaterländische Lesestück. Heute ist das anders. Wir haben eigene Lehrbücher, selbst für Lateinisch und Griechisch, und die deutschen Lesebücher sind voll von Auszügen aus schweizerischen Schriftstellern. Wir sind reicher und selbständiger geworden und unsre Jugend bringt nicht mehr aus der Schule den Eindruck mit, dass unsre

Bildung aus Deutschland stamme, und dass wir darum so etwas wie Deutsche seien.

Die Gründung des Deutschen Reiches hat ähnlich gewirkt. Sie hat zunächst wie überall in Europa Abneigung und Misstrauen auch bei uns erzeugt. Dieses Land, aus dem wir früher Volkslieder und Herodotausgaben bezogen und das sich nun plötzlich in ein Heerlager verwandelte und an unsern Grenzen Eroberungen machte, musste bei seinem Emporkommen natürlich besonders einem *kleinen* Nachbarvolke Besorgnisse einflößen. Wir fingen an zugeknöpfter zu werden und die Grenzpfähle frisch anzustreichen, damit ja kein Zweifel darüber aufkomme, dass wir nicht in dem Ding sein wollten, dem die süddeutschen Staaten halb widerwillig, die Elsässer gezwungen beigetreten waren. Zudem war das neue Reich eine Sache von viel bestimmtern Umrissen und von bestimmterem deutschen Wesen als der schnurrige alte deutsche Bund, der nur einen Teil Preußens enthalten hatte, zum Beispiel *nicht* das Geburtsland Kants, Schopenhauers und Herders, und nicht Schleswig, das 1848 für sein Deutschtum blutete, aber dafür weite tschechische, slowenische und italienische Gebiete, und als Bundesfürsten die Könige von Holland und Dänemark. Man wusste jetzt sicherer als früher, was Deutschland war; aus dem geographischen war ein politischer Begriff geworden. So wurde bei uns der Gedanke, dass wir mit Deutschland nichts zu schaffen haben und keine Deutschen seien, bestimmter und deutlicher.

Diese Richtung musste unser Verhältnis zum deutschen Volk und zu Deutschland nehmen; es konnte nicht anders kommen. Trotzdem haben wir gesehen, dass in *allen* Schichten unseres Volkes das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volk noch lebendig ist und da und dort seinen Ausdruck findet.

3.

Damit ist die Frage nach dem Tatbestand erledigt. Jetzt können wir nach dem *innern Rechte* der entgegenstehenden Meinungen fragen. Wer hat nun Recht, diejenigen, die erklären, dass wir Deutsche seien, oder diejenigen, die erklären, dass wir keine Deutschen seien?

Da bemerken wir zunächst, dass die Ansicht, wir seien Deutsche, immer mit ruhiger Überzeugung, manchmal dichterisch,

aber ohne Aufregung und oft wie unabsichtlich zum Ausdruck kommt, während die entgegengesetzte, dass wir keine Deutschen seien, meistens unlustbetont, oft mit Schärfe oder Bitterkeit ausgesprochen wird, also eine innere Erregung, etwas von einer Leidenschaft oder einem hartnäckigen Widerspruch an sich trägt. Wir benehmen uns, wenn wir sagen, dass wir keine Deutschen seien, nicht wie jemand, der eine ohne weiteres einleuchtende Wahrheit vorträgt, sondern wie jemand, der etwas Anfechtbares sagt, etwas, wobei nicht nur das Urteil, sondern auch der Wille beteiligt ist. Und wir benehmen uns so, auch wenn wir unter uns sind, nicht nur, wenn etwa ein Ausländer uns gereizt hat. Kurz, die Behauptung, dass wir keine Deutschen seien, zeigt die psychologischen Merkmale einer *Abwehrbewegung*. Das ist kein günstiges Zeichen für ihre sachliche Richtigkeit.

Eins steht fest: unsere Landesgrenze ist keine sichtbare Kulturgrenze. Haben wir den rot-gelben badischen Pfahl und die Zollwächter hinter uns, so bleibt alles gleich wie hüben, die Häuser sind gleich gebaut, Äcker und Wiesen werden gleich bearbeitet, die Kirchtürme sehen genau aus wie bei uns, die Menschen ganz wie wir selbst, sprechen auch unsere Mundart, denken offenbar nicht anders als wir, haben dieselben Bräuche und Überlieferungen, Vorurteile und Leidenschaften, Redensarten und Kraftausdrücke, lesen dieselben Bücher. Kurz, Menschen, Sprache und Kultur, alles was wir sind und was wir geschaffen haben, ist hüben und drüben dasselbe¹⁾. Und wandern wir weiter hinaus, in den Schwarzwald, nach Bayern und hinunter bis Straßburg oder Stuttgart, so mehren sich freilich die Unterscheidungsmerkmale, aber sie sind nicht auffallender und nicht wichtiger als das, was den Thurgauer vom Berner Oberländer oder den Markgräfler vom Pfälzer trennt. Durch das ganze obere Süddeutschland hin muss ein unbefangener Wanderer den Eindruck haben, dass hier und in der deutschen Schweiz ein einziges Volk wohnt.

Ein wichtiger Unterschied freilich trennt uns. Mögen da am Rande des Kantons Basel diesseits und jenseits der Grenze zwei

¹⁾ Darüber kann man nichts hübscheres lesen als die zwei Aufsätze von Gonzague de Reynold über *Cités et pays suisses* in der *Semaine Littéraire* vom 11. und vom 18. September letztthin. Für ihn gehören Zürich und Basel zu Rheinschwaben.

Nachbarn wohnen, so können die beiden in allen Dingen dieselben Gedanken und Interessen haben: eins scheidet sie, das sind die politischen Interessen. Der Eine liest eine Basler Zeitung und wählt in den Nationalrat, der Andere hält ein Karlsruher Blatt und nimmt an der Landtagswahl teil. Für den Einen ist die Reichsfinanzreform, die zweijährige Dienstzeit eine dringende Angelegenheit, der Andere unterschreibt eidgenössische Referendumsbegehren. Und der Badener hat in seinem Leben etwas durchgemacht, was den Schweizer, wenn er den Nachbarn davon erzählen hört, wie eine gänzlich fremde Welt anmutet: er hat in Karlsruhe oder Straßburg unter preußischen Offizieren gedient und etwas davon ist an ihm, in ihm für immer geblieben. Wohl ist es dieselbe Art Menschen, aber sie gehören zwei Kreisen des öffentlichen Lebens an, deren Mittelpunkte weit auseinander liegen und niemals zusammenfallen werden; sie sind verschiedener Bestrahlung ausgesetzt.

Dieser Gegensatz ist da, und es ist nicht bloß ein Unterschied, denn er könnte ja zum blutigen Kriege werden. Ihn zu leugnen, wäre töricht. Aber er beweist nicht, dass wir nicht geschichtlich und völkerkundlich *ein* Volk bilden, dass wir Schweizer nicht Deutsche sind.

Auch der Ertrag unserer *Arbeit* muss ein Beitrag zur deutschen *Kultur* sein. Soweit es sich dabei um Ingenieurkunst und ähnliches handelt, wird man ja überhaupt die Frage nicht aufwerfen können. Bei der bildenden Kunst kommen vor allen Mächten der Überlieferung und der Schulung angeborene Eigenschaften und Anschauungsweisen der Rasse in Betracht, und ich überlasse gern berufeneren Federn die Entscheidung darüber, ob man Böcklin, Welti und Hodler zur deutschen Kunst rechnen darf oder nicht. Die im Elsaß verehrten Karikaturenzeichner, die bei ihrer Verhöhnung alles Deutschen auch einen Hieb für Böcklin übrig haben, deuten da vielleicht das Richtige an. In der Wissenschaft können wir uns dem Arbeitsverfahren und den Wegen der Gelehrten nicht entziehen, deren Bücher und Zeitschriften vier Fünftelle unseres Handwerkszeuges ausmachen, von denen so mancher auf kürzere oder längere Zeit bei uns als Lehrer gewirkt hat, mit denen wir uns wegen der Gemeinsamkeit der Sprache auf allen Fachversammlungen zusammenfinden.

Aber wie steht es mit unserer *Literatur*? Gehören unsere großen Schriftsteller nicht zur deutschen Literatur? Meister Gottfrieds Meinung über diese Frage haben wir schon angeführt. Sie ist unzweideutig. Aber der Freiburger Patrizier Gonzague de Reynold, Docteur de l'Université de Paris, weiß es anders. Zum Entzücken des Herrn Gaspard Vallette hat er in seinem Buche über den Dekan Bridel (*Le Doyen Bridel*, Lausanne 1909) ausinandergesetzt, dass es eine schweizerische Nationalliteratur gibt und dass die schweizerischen Schriftsteller keine französischen und deutschen Schriftsteller sind, sondern „Fremde, die auf deutsch oder auf französisch ein besonderes Ideal ausdrücken“. (*Semaine Littéraire* 1909, S. 387). Das ist wirklich eine erstaunliche Entdeckung; es ist mir unmöglich, mehr darüber zu sagen, denn ich möchte nicht unartig werden. Es gilt zuletzt nichts geringeres, als das Vorhandensein verschiedener Sprachen in Abrede zu stellen; denn Herr von Reynold spricht von einer *littérature suisse d'expression allemande* und *d'expression française*, was Herr Vallette „eine lichtvolle und außerordentlich glückliche Formel“ nennt. Ja, das ist ebenso lichtvoll und glücklich, wie der kluge Einfall des Kindes, das sich hinter dem Vorhang versteckt und dem eintretenden Vater entgegenruft: „Der Hansli ist nicht da.“ Wenn jetzt noch ein „nationaler“ Sprachforscher auftaucht und uns nachweist, dass unsere deutschen Mundarten und die welschen Patois auf eine urhelvetische Grundsprache zurückgehen, dann sind wir am Ziele.

Unsere welschen Literaten mögen recht haben, wenn sie zwischen den Literaturen Frankreichs und der französischen Schweiz scharf unterscheiden. Denn ihre welschschweizerische, meist protestantische Literatur scheint in Frankreich als etwas Fremdes oder Halbfremdes empfunden zu werden. Wie dem sei, die Herren sind hier gewiss sachverständig. Wenn sie aber unsere deutschschweizerischen Schriftsteller als nicht zur deutschen Literatur gehörend ansehen, so begehen sie den Fehler, das Verhältnis, in dem sie zu Frankreich stehen, auf unser Verhältnis zu Deutschland zu übertragen. Geschichtliche Verhältnisse lassen sich aber nicht so ohne weiteres in logische Formeln fassen. Die Frage, ob die welschen Schweizer Franzosen seien, hat mit der andern, ob wir Deutsche seien, nichts zu schaffen. Denn die

welschen Schweizer sind niemals Franzosen gewesen und niemals so genannt worden.

Ein Blick auf die Titelblätter lehrt ja schon, dass unsere Schriftsteller zur deutschen Literatur gehören: sie sind größtenteils in Deutschland verlegt, so Keller, Meyer, Spitteler und Heer, so Gotthelf in seiner ersten Gesamtausgabe, so größtenteils Zahn und teilweise Widmann. Und fragt man nach im Reiche draußen, so hört und liest man überall, dass sie zu den Lieblingen des deutschen Volkes gezählt werden. Die Empfindung des deutschen Volkes ist aber hier entscheidend. Das Urteil welscher Literaten kann hieran nichts ändern. Es verschlägt auch nichts, wenn man, wie Reynold tut (*Semaine Littéraire* 1909, S. 446), von der Heimatkunst den Sprung über das Nationale hinweg zu einer angeblichen Menschheitskunst tut und Gottfried Keller zur *littérature humaine* rechnet. Muss man denn gerade die Frau Buchholz oder den Gavroche geschaffen, oder in Déroulèdes Kriegshorn gestoßen haben, oder mit Körner für Deutschland gefallen sein, um zu einer Nationalliteratur zu gehören? Nein, Gotthelf und Keller — von Meyer, Widmann und Spitteler ganz zu schweigen — gehören so gut zur deutschen Nationalliteratur wie die Heimatkünstler Rosegger und Storm.

Wenn wir nun so zu dem Ergebnis kommen, dass alles für die Bejahung der hier gestellten Frage spricht, dann legt sich eine bisher nicht berührte Tatsache schwer auf uns: wir haben ja Landsleute die nicht deutsch sprechen, sondern französisch und italienisch, gute Schweizer, mit denen wir ein einzig Volk von Brüdern sein wollen, mögen auch einige von ihnen uns als Landplage betrachten, wie es die „Gazette de Lausanne“ tut, oder das Zusammenleben mit Bern als lästig empfinden, wie der Großratspräsident Perucchi. Ist denn nun vielleicht unser Verhältnis zu diesen Schweizern weniger innig als das Verhältnis zu den Deutschen des Auslandes? Das wäre uns ein herber Schmerz, und wir können es nicht zugeben. Das vaterländische Band soll uns doch über alles gehn, und wer ein Schweizer ist, uns auf jeden Fall näher stehen als der liebste Nachbar von jenseits der Grenze.

Die Angelegenheit ist von zarter und heikler Art. Wir tun recht daran, diese Dinge für gewöhnlich ruhen zu lassen; es wäre

nicht gut, wenn wir beständig den Inhalt unserer Seele durchwühlen wollten. Aber für einmal sei es gestattet, auch diese Sache zu erörtern; denn tue ich es nicht, so wird hernach vielleicht ein Gegner die Frage doch stellen.

Wenn ein Schaffhauser Bauer zwischen seinem badischen Hofnachbarn und einem Bauern aus dem Greyerzerland drin steht, so hilft es ihm zunächst sehr wenig, dass man ihm sagt, der Greyerzer sei auch ein freier Schweizer. Denn sobald er mit den beiden in Verkehr treten will, so muss er sich trotz allem an den halten, mit dem er sich verständigen kann, also an den Badener. Selbst wenn er in einer Sekundarschule ein wenig französisch gelernt hätte, bliebe das immer noch so. Sind aber die beiden Männer, mit denen er es zu tun hat, nicht Standesgenossen, sondern etwa ein preußischer Junker und ein Genfer Bankier, der nicht geläufig und verständlich deutsch spricht, so wird er sich trotz allem, was er in seiner Zeitung gegen diese Art von Preußen gelesen hat, zunächst doch wieder an den Ausländer halten müssen, während ihm der andere fremd bleibt.

In einem Fall freilich kann die Sache anders werden. Wenn ein Krieg ausbricht, so kämpft der deutsche Schweizer Schulter an Schulter mit dem nicht deutschen, wenn es sein muss auch gegen den deutschen Nachbarn und Volksgenossen. Dann steht er unter einer Führung, die den sprachlichen Gegensatz überbrückt, und ficht für den vaterländischen Gedanken, für den der welsche Landsmann ebenfalls das Leben einsetzt. Allein der Kampf für das Vaterland ist ein Ausnahmezustand; keiner von uns Lebenden hat ihn durchgemacht und keiner hofft ihn durchzumachen.

Für einen Schweizer aus den gebildeten Ständen liegt, wenn er französisch sprechen kann, die Frage nicht ganz so einfach wie für unsern Grenzbauern. Der Gebildete hat sich mehr vom Kulturgut seiner Umgebung angeeignet, und in diesem Kulturgut steckt manches, was ihn mit dem welschen Landsmann verbindet, anderes, was ihn im Gegenteil mit dem deutschen Volksgenossen erst recht zusammenbringt. Über politische und soziale Gegenstände wird er sich leicht mit dem Welschen verständigen und mit dem Reichsdeutschen, vielleicht heftig und bitter entzweien. In diesem Augenblick wird er fühlen, dass er kein Deutscher,

sondern ein Schweizer ist. In Fragen der Bildung, der Literatur und Kunst, wird er aber doch sehen, dass der Deutsche dieselbe Liebe im Herzen trägt und dieselben Gedankengänge mit ihm teilt; die beiden werden sich begeistern, werden lachen oder sich entrüsten, während der Welsche daneben steht und all das nicht begreift. Das muss so bleiben, denn die Muttersprache ist nun einmal der Träger des Bildungstoffes, Sprache und Litteratur ein wichtiger Teil der Mächte, die zur Ausbildung unsrer Persönlichkeit herangezogen werden.

Natürlich fallen hier noch persönliche Umstände sehr ins Gewicht, Verwandtschaften in Deutschland oder Welschland, Erinnerungen an die Studentenzeit — bei den Frauen an die Pensionszeit —, Familienüberlieferungen, Berufsinteressen und Standesvorurteile. Unsre Frauen fühlen vielfach weniger deutsch als die Männerwelt, stark aristokratisch gesinnte Leute mehr deutsch als entschiedene Demokraten.

Bei nicht wenigen — und hier betreten wir vollends das Heiligtum der Persönlichkeit — wird die Religionsgemeinschaft, die dritte ideale Gemeinschaft neben den beiden andern, der vaterländischen und der völkischen, den Ausschlag geben. Ist der Württemberger protestantisch und der Genfer katholisch, dann kann für den protestantischen deutschen Schweizer auf die Dauer die Frage nicht unentschieden bleiben, zu welchem der beiden das innere Verhältnis inniger ist. Und dasselbe gilt für einen katholischen Deutschschweizer, der zwischen einem reformierten Waadtländer und einem katholischen Baiern drin stände.

Das sind Gedanken, die uns schmerzlich berühren können. Für uns Schweizer decken sich eben Volksgemeinschaft und vaterländische Gemeinschaft nicht. Wir haben Landsleute, für die wir Gut und Blut opfern würden und die das heiligste Erbeben unsrer Seele nicht verstehen, die kalt abseits stehen, wenn wir mit Uli und Vreneli weinen und lachen, die mit dem Grünen Heinrich nichts anzufangen wissen und über die Innigkeit unserer Lieder als über törichte *sentimentalité allemande* spotten, wenn sie sich nicht geradezu mit Herrn Manzoni über „Männerchor und Liedertafel“ grimmig ärgern. Andererseits sehen wir, dass die große Zahl unserer deutschen Volksgenossen ein nationales Leben lebt, von dem wir ausgeschlossen sind und zuweilen Wege betritt, die wir nicht mitgehen

können. So gehören wir ungeteilt weder unserem ganzen Schweizer-
volk an noch unsern Stammes- und Sprachgenossen.

Wir haben gesehen, dass Gottfried Keller den Zwiespalt schmerzlich empfunden hat. Bei nicht wenigen unter uns kommt der Schmerz so zum Ausdruck, dass er sich in eine gereizte Stimmung gegen die Reichsdeutschen umsetzt. In einer Seele, die einen derartigen Zwiespalt birgt, entstehen gewisse Spannungen, die sich von Zeit zu Zeit entladen müssen. Die Entladung erfolgt, sobald ein Reichsdeutscher mit politischen Ansichten oder durch sein Benehmen unsern Widerspruch herausfordert. Wir bekommen dann Gelegenheit, uns für einen Augenblick ganz und ungeteilt als Schweizer zu fühlen, wodurch die Spannung gelöst wird und eine innere Befreiung entsteht. Ein guter Teil unserer Empfindlichkeit gegen das Wesen der Reichsdeutschen ist zu erklären aus einer Sehnsucht nach Beseitigung eines Zwiespaltes, unter dem wir leiden.

Überlegen wir uns die Sache ruhig, so müssen wir uns sagen: *dieser Zwiespalt ist der Preis, mit dem wir unsere Freiheit bezahlen.* Wir freuen uns, dass die Schweizer im Schwabenkrieg gesiegt haben und dass im westfälischen Frieden die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft erreicht worden ist; wir freuen uns, dass wir keinem größeren Staat angehören und unsere Angelegenheiten ganz nach eigenen Wünschen ordnen können. Aber wir haben diese Freude nicht umsonst, sie muss von jedem unter uns erkaufte werden durch eine tapfere Auseinandersetzung mit dem eigentümlichen Verhältnis, in das wir zu unsern nichtdeutschen Landsleuten und zu unsern nichtschweizerischen Volksgenossen geraten sind. Wir müssen jetzt sehen, wie wir es fertig bringen, beides zu sein, Schweizer und Deutsche, wie wir es haben lernen müssen, gute Protestanten und Katholiken zu sein und dabei doch mit den Eidgenossen des andern Bekenntnisses in Liebe vereinigt zu bleiben.

Wie stark aber muss das deutsche Volksbewusstsein doch in uns sein! Elternhaus, Schule und Kirche haben uns einmütig von klein auf das Vaterland als eines der ersten und kostbarsten Güter lieben gelehrt, für das man jederzeit Gut und Leben hergeben soll. Von Pflichten gegen die Sprachgemeinschaft, von irgendwelcher Zusammengehörigkeit mit Nichtschweizern ist uns

niemals eine Silbe gesagt worden. Auch unser Wille steht ganz und gar auf der Seite der politischen Gemeinschaft und hört ungern von einer andern reden. Wir *wollen* eigentlich nur Schweizer sein. Wenn dennoch das Bewusstsein, dass wir auch zum deutschen Volke gehören, in uns bisher nicht ganz zu ersticken gewesen ist, so gibt es hier nur *eine* Erklärung: *mit solcher Stärke spricht nur die Stimme der Natur.*

ZÜRICH

EDUARD BLOCHER



MODERNES ÄSTHETENTUM

EINE KURZE ANTWORT VON FR. W. FOERSTER

„Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen und unerschütterlichen Ernst, deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt.“
GOETHE

Wenn ich Herrn Falke auf seine Auslassungen, die an meinen Aufsatz über „Ästhetische und religiös-sittliche Kultur“ anknüpfen, hier antworte, so geschieht es nicht aus dem Verlangen, mich mit seinen Ansichten über Kunst auseinanderzusetzen. Diese Ansichten kommen von seiner Ansicht über das Leben überhaupt, und ich kannte manchen jungen Menschen, der die Sekunda besuchte und damals gerade die gleiche Lebensansicht hatte und sie fast mit den gleichen Worten vertrat, wie Herr Falke. Diese jungen Menschen hatten Nietzsches Aphorismen gelesen, sprachen von „Genussfähigkeit“ und „Umwertung aller Werte“, von der Überwindung aller moralischen Vorstellungen, ohne die Quelle gekannt zu haben, aus der Nietzsches Lebensauffassung entsprungen ist; dann sprachen sie noch von der Freiheit der Kunst und der Liebe, und das alles in einer so resoluten und überzeugten Art und Weise, dass ich ihnen gar nicht beikommen konnte. Es lag in ihrem Tone eine jugendliche Selbstsicherheit, die an Dreistigkeit grenzte. Ich sah deutlich, dass zu dieser selbstsicheren und vorlauten Art der Mangel an einer richtigen Erziehung nicht weniger beigetragen hatte, als die Verworrenheit des ganzen mo-